

**Daniela Strigl**

**Die Ton-Künstlerin**

**Kleiner Schrein für Judith Schalansky aus viererlei Materialien**

*Laudatio zur Verleihung des Christine Lavant Preises 2020*

Ein Gedicht aus dem Nachlaß der Christine Lavant beginnt so:

„Aus Ebenholz, aus Elfenbein,  
aus Marmor und zuletzt aus Ton  
versuchte ich seit langem schon  
zu formen einen Schrein.“

„Die Trauer ist mein Ebenholz,  
das glatte Elfenbein mein Leid,  
den Marmor hol ich meilenweit  
von meinem Mädchenstolz.“

Wenn Dichterinnen einen Schrein formen, verbirgt sich darin meist eine Poetik. Ich möchte mit Ihnen vor dem Bild des Lavant'schen Schreins dem so ganz anders gearteten Geheimnis von Judith Schalanskys Schreiben nachspüren. Es ist gleichwohl auch eines der Pretiosen, der Kostbarkeiten und Rarissima, thematisch, sprachlich und in seiner äußeren Erscheinung. Denn die gelernte Buchgestalterin und Kunsthistorikerin Schalansky ist geradezu besessen vom Stofflichen, vom Material. Sie weiß: Kunst wird aus Trauer, Leid und Stolz gemacht, augenscheinlich und handgreiflich aber eben auch aus Ebenholz, Elfenbein und Marmor.

## 1. Ebenholz – dunkler Glanz

Auf den Zwischenblättern, die die zwölf Kapitel von Schalanskys jüngstem Buch, dem Verzeichnis einiger Verluste, trennen, sind charakteristische Motive schwarz auf schwarz gedruckt. Man sieht nicht nichts, man sieht schimmernde Schemen, allerdings nur bei richtigem Lichteinfall: den Kaspischen Tiger, ausgestorben um 1970, die barocke Villa Sacchetti in Rom, endgültig abgetragen nach 1861, Otto von Guericke's Einhorn oder die Fragmente von Sapphos Gedichten. Judith Schalansky hat ein feines Gespür für die fifty shades of black. In diesem Buch zeigt sie sich einmal mehr als Verwandlungskünstlerin, eine jede Verlustanzeige hat ihre eigene Form – Erzählung, Essay, Portrait, innerer Monolog – und ihren eigenen Ton, von großartig-pathetisch für eine antike Tierkampfszene im Kolosseum bis verzweifelt-schnoddrig für eine Suada der nicht mehr jungen Greta Garbo auf ihrem Gang durch Manhattan. Die Grundierung dieser Literatur ist freilich tiefschwarz, ist seit Schalanskys Erstling Blau steht dir nicht durchtränkt von der Trauer um Verlorenes, Verschwundenes, Vernichtetes, ob sie nun die DDR-Kindheit der kleinen Jenny rekapituliert oder in ihrem „Bildungsroman“ Der Hals der Giraffe die Biologielehrerin Inge Lohmark dem realsozialistischen Schulwesen nachtrauern läßt.

„Am Leben zu sein bedeutet, Verluste zu erfahren“, heißt es weise im Vorwort zum Verzeichnis einiger Verluste. Das schließt Humor und Heiterkeit nicht aus, läßt sie vielmehr dringend geraten sein. Auch tröstet sich die Autorin mit der Einsicht, daß alles zu erinnern genauso furchtbar wäre wie alles zu vergessen, daß nicht sterben zu können genauso schrecklich ist wie sterben zu müssen.

Und doch ist jede Zeile ihres Werkes ein Aufbegehren gegen den Lauf der Dinge, ein furioses Anschreiben gegen das Unabwendbare, mit Engelszungen, mit schauriger Genauigkeit, mit dunklem Glanz und Eleganz: „Nichts kann im Schreiben zurückgeholt, aber alles erfahrbar werden.“ Zum Beispiel das Ende Napoleons, der neunzehn Jahre nach seinem Tod auf St. Helena exhumiert und nach Paris zurückgeholt wird, wie wir in Schalanskys bereits legendärem Atlas der abgelegenen Inseln erfahren. Einer seiner vier Särge war aus Ebenholz.

Ebenholz steht nicht nur für Trauer und Tod, sondern auch für Härte und Haltbarkeit und für die Schönheit – „schwarz wie Ebenholz“ ist Schneewittchens Haar. Nicht zuletzt sagt man ihm eine magische Wirkung nach, Ebenholz schützt gegen böse Geister, Zauberstäbe aus Ebenholz verzaubern besonders zuverlässig. Wie Judith Schalanskys Prosa.

## **2. Elfenbein – better than life**

Von Ebony and Ivory sangen Paul McCartney und Stevie Wonder und kamen von den Klaviertasten und der perfekten Harmonie der Gegensätze zum Zusammenleben von Schwarz und Weiß. Ebenholz und Elfenbein beherrschen die Handwerkskunst des Mittelalters und der Neuzeit. Im biblischen Hohelied der Liebe attestiert Salomo der Geliebten: „Dein Hals ist wie ein Turm aus Elfenbein.“ Als Symbol der Reinheit und Unschuld wird das Elfenbein zu einem Attribut der Gottesmutter: „Du elfenbeinerer Turm!“

Das angebliche Skelett eines Einhorns, das man 1663 in Quedlinburg entdeckte, war eine Bastelarbeit (aber nicht des Physikers Otto von Guericke), zusammengesetzt aus eiszeitlichen Knochen von Mammut und Wollnashorn, vielleicht war auch der Stoßzahn eines Narwals mit im Spiel, Elfenbein wie der Stoßzahn des Elefanten, „von der Natur gedrechseltes Kalziumphosphat“. Guericke's Einhorn heißt das Kapitel im Verzeichnis, in dem die Autorin ihre prinzipielle Auseinandersetzung mit Fabelwesen und Wunderglauben raffiniert hinter einer autobiographisch verbrämten Gruselgeschichte versteckt: Eine Schriftstellerin zieht sich in die Berge zurück, um dort einen „Naturführer der Monster“ zu schreiben, muß jedoch einerseits erkennen, daß der Einfallsreichtum der Evolution jede Phantasiegeburt übertrifft, und andererseits, daß das Unheimliche sich nicht domestizieren, nicht zwischen zwei Buchdeckel bannen läßt:

„Die Entzauberung der Welt war letztlich das größte aller Märchen.“ Das unsterbliche Einhorn übersteht sozusagen seine Dekonstruktion und rückt der Erzählerin zu Leibe: „Gegen den Mythos konnte man nur verlieren.“

Stoßzahn und Horn sind als Symbole schon aufdringlich phallisch, jedenfalls übt das Elfenbein auch den Reiz des Exotischen aus. Der Atlas der abgelegenen Inseln hat den Untertitel: „Fünfzig Inseln, auf denen ich nie war und niemals sein werde.“ Seine Flagge auf einem Fleckchen Erde aufzupflanzen scheint nach wie vor ein männliches Geschäft. „Keine Frau war hier länger als zwei Tage zu Besuch“, heißt es über die Forschungsstation auf der Insel Amsterdam im Indischen Ozean. Robinson Crusoes Prinzip der Herrschaft durch Ordnung und Organisation ist dieser Autorin aber nicht fremd. Und zugleich rebelliert sie gegen die Anmaßung, die darin steckt.

In einem Essay über das Schuppentier als möglichen Pandemie-Auslöser erinnerte sie jüngst an die fatalen Verflechtungen des menschlichen Handelns und mahnte den Respekt vor dem Tier ein.

Der Elfenbeinturm als vornehmes Refugium für Geistesmenschen, als eremitisches Gehäus erscheint dennoch durchaus passend als Wohnort für Judith Schalansky, zumal wenn man sich ihren alltäglichen Arbeitsplatz in der Berliner Staatsbibliothek vor Augen führt. Das Hausen im Elfenbeinturm bedeutet freilich keinen Rückzug nach innen. Schalanskys nimmersatte Neugier, ihr Wissensdurst, ihre Entdeckerfreude gilt der Welt als dem „unüberschaubaren Archiv ihrer selbst“. Ihr Schreiben ist viel eher literarische Forschungsarbeit denn Schöpfung, jedenfalls keine *Creatio ex nihilo*, es braucht den Anhaltspunkt im Realen, im Historischen, um den Faden zu spinnen. Schon in *Blau* steht dir nicht finden wir die Überblendung des autobiographischen Kerns mit einem Netz aus Geschichten, Portraits, Photos, Recherchen, von der Geburtsstadt Greifswald bis zur ermordeten Zarenfamilie; alles ist da schon drin, das Walskelett, der Atlas, die Insel, die Ruine, das über Nacht verschwundene Haus.

Ovid erzählt die Geschichte des Bildhauers Pygmalion, der die Frauen haßt und sich eine nach Wunsch erschafft, eine Männerphantasie, die von der Göttin der Liebe für ihn zum Leben erweckt wird. Die Statue ist aus Elfenbein und wie jede gute Kunst: better than life.

### 3. Marmor – perfekte Kühle

Weißer Marmor umrahmte die Fassade des Palasts der Republik, ehemals Sitz der Volkskammer der DDR, abgerissen im Jahr 2006. „Wer einmal wie ich den Bruch der Geschichte erlebt hat, (...) die Demontage der Denkmäler, dem fällt es nicht schwer, in jeder Zukunftsvision nichts anderes als eine zukünftige Vergangenheit zu erkennen, in der beispielsweise die Ruine des wiederaufgebauten Berliner Stadtschlusses einem Nachbau des Palasts der Republik weichen müssen.“ Bei Judith Schalansky erscheint der Stein der Denkmäler, der edle Baustoff der Ewigkeit, immer schon als Abbruchmaterial. In Palast der Republik erzählt sie eine sehr private Geschichte von Liebe und Betrug, das Denken in Vorläufigkeiten umfaßt auch den Bestand der Familie.

Schalanskys Faible für Ruinenlandschaften, im Alten Rom wie auf den verlassenen Inseln im Ozean, mag seinen Ursprung in der sagenhaften Stadt Vineta haben, deren Überreste Jennys Großvater auf dem Grunde der Ostsee vor Usedom vermutet: „Denen ging's zu gut“, hatte der Großvater gesagt – eigentlich die ideale Legende für die Bürger der DDR, die sich diesbezüglich in Sicherheit wähnen mußten.

„Schön sind nur Dinge, die uns nichts angehen“, meinte Oscar Wilde. In der Kühle des Marmors verbirgt sich jene Schönheit, die nicht nur erotisches Verlangen in Gang setzt, sondern auch einen Anspruch auf Vollkommenheit erhebt, der Distanz herstellt und in der Kunst der Moderne in Verruf geraten ist. Bei Judith Schalansky ist er rehabilitiert: „Fraktur mon Amour“ heißt ihr allererstes Buch, ein Kompendium mit 333 Frakturschriften, zu deren Schönheit sie sich bekennt. Der politisch anrühigen Fraktur, quasi dem Marmor unter den Schrifttypen, steht luftig das grauschwarze „Wolkenmarmorpapier“ gegenüber, das die Gestalterin für den Einband des Verzeichnisses ausgewählt hat.

Das Monumentale verspricht allemal Ordnung und Struktur: Judith Schalansky liebt das ausgeklügelte Spiel mit der Zahl, programmatisch gewinnt sie dichterische Freiheit aus der Beschränkung der Form. Sie ist eine Perfektionistin, die der Perfektion mißtraut.

Auch das, was Christine Lavant „Mädchenstolz“ genannt hat, darf man ihr – oder ihrem Alter Ego – bescheinigen. Blau steht dir nicht heißt im Untertitel „Matrosenroman“; und Jenny verkündet darin ihrem Großvater: „Wenn ich groß bin, werde ich Matrösin.“, „Das heißt Matrose. Und außerdem werden Mädchen keine Matrosen. Frauen auf dem Schiff bringen Unglück.“ Wenn das so ist, dann bleibt einer nichts übrig, als die Grenzen zwischen den Geschlechtern mit Anlauf zu überspringen, nach dem Vorbild der Lucy Schwob, die als Photographin, kahlrasiert, zu Claude Cahun wird und „ein neues Leben“ feiert, „ein anderes Ufer, ein drittes Geschlecht“, in der Pose des Matrosen, die Hände in den Hosentaschen und „ein unerhört breitbeiniger Blick“.

Wo Grenzen verwischt und Identitäten diffus werden, bröckelt indes unser marmornes Selbstbild, und das ist nicht ungefährlich: Im ironisch schillernden „Bildungsroman“ Der Hals der Giraffe durchschaut die Lehrerin Lohmark zwar die Slogans der nach 1989 demokratisch gewendeten Schulleitung: „Das kannte sie. Kritisches Denken war immer erlaubt. Nur linientreu mußte es sein.“ Aber als die Versteinerung in ihrer eigenen Brust sich zu lösen beginnt, gerät die Anhängerin Darwins und einer tiefschwarzen Pädagogik der Distanz aus dem Tritt. Und wir mit ihr: Kann es sein, daß das Unglück dieser demonstrativ Herzlosen uns zu Herzen geht? „Mein Herz schlägt für die Zukurzgekommenen“, sagte Judith Schalansky einmal und meinte die Tiere mit schlechtem Leumund. Es schlägt genauso für Menschen, die aus der Mitte der Gesellschaft an den Rand geraten sind.

#### 4. Ton – Puls der Passion

In ihrem Gedicht über den vergeblich versuchten Schrein kommt Christine Lavant zu dem Schluß:

„Doch die drei Dinge sind so hart  
Und fügen sich nur plump und schwer,  
wie Särge stehn sie um mich her,  
daraus was Totes starrt.“

„Der braune Ton, mein warmes Blut  
erschien mir lange viel zu schlicht,  
doch meinem Götzlein dünkt dies nicht,  
es fühlt sich darin gut.“

Was kann das für ein „Götzlein“ sein, das sich im schlichten Tongefäß eher zu Hause fühlt denn im kostbaren Schatzkästlein? Es hat etwas von einem Homunculus oder einem Golem und besitzt offenbar die Gabe poetischer Befeuerung. Die Antwort ist so leicht wie naheliegend: Das Gedicht entstand 1951 unmittelbar, nachdem die Liebesgeschichte zwischen der Dichterin und dem Maler Werner Berg ihren Anfang genommen hatte. Eros, der göttliche Knabe, tritt hier seine Herrschaft an.

Irdische Fragen und irdene Formen finden sich auch in Schalanskys Werk, in den schlicht autobiographischen Geschichten im Verzeichnis einiger Verluste etwa; und Inge Lohmark darf, muß auf ihre alten Tage etwas über die Liebe lernen. „Was war das schon, Liebe?“, dachte sie einst. „Ein scheinbar wasserdichtes Alibi für kranke Symbiosen.“ Dann verliebt sie sich ohne jeden biologischen Zweck in eine Schülerin – und alles ist anders.



Zwar hat Judith Schalansky keine Liebesgedichte geschrieben, doch sie hat Sapphos Liebesliedern einen fulminanten Eintrag im Verzeichnis gewidmet. Von Sapphos Fragment über die gliederlösende Macht des Eros, „die ebenso wundersame wie grausame Verwandlung eines Menschen in ein Objekt des Begehrens, das einen wehrlos macht“, gelangt sie zum Faszinosum der Auslassung und zur an Skurrilem nicht armen Geschichte der lesbischen Liebe.

Von der Macht des Eros zeugt auch die Leidenschaft, mit der Judith Schalansky die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen den Genres und Gattungen ignoriert, mit der sie die vielen prächtigen Bände der Naturkunden herausgibt, mit der sie, „maßlos und vergeblich“, an der Idee des einen Buches festhält, „in dem alles steht, was man wissen muß“. Daß sie ihr Publikum unterschätzt, wie so viele, die heute in Feuilleton, Funk und Fernsehen das Sagen haben, kann man ihr nicht vorwerfen. Leidenschaft wirkt ansteckend: Deshalb hat Judith Schalansky nicht nur zahlreiche Preise bekommen, sondern auch veritable Bestseller produziert.

Man darf ihr wünschen, daß in ihrer literarischen Wunderkammer Lavants Götzlein auch weiterhin seinen Platz im Tonkrug hat und sich darin gut fühlt.

Meinen herzlichen Glückwunsch!